

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **11 (1943-1944)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

Ortega sechzigjährig

Der spanische Denker und Schriftsteller José Ortega y Gasset ist am 9. Mai dieses Jahres sechzig geworden. Es wird von ihm gesagt, er habe Spanien „regiert“; und welcher gewaltigen Einfluss er auf die übrige, nichtspanische Welt ausgeübt hat, das kann man höchst einfach daraus ermessen, in wieviele Sprachen seine Werke übersetzt worden sind, und wieviel Auflagen diese Uebersetzungen erlebt haben.

Der Neuen Schweizer Rundschau kommt das Verdienst zu, Ortega dem Publikum deutscher Zunge vorgestellt zu haben; hier zuerst erschienen einzelne Aufsätze des damals im deutschen Sprachgebiet noch kaum bekannten Philosophen, verdeutscht von Fritz Ernst und Helene Weyl, unsern beiden „klassischen“ Ortega-Uebersetzern.

Es bedeutet also nur die glückliche Fortsetzung einer alten Tradition, wenn die Rundschau heute ihre Leser mit einem Buche bekannt macht, das zwar nicht von Ortega stammt, ihn aber zum Gegenstand hat: wir meinen das soeben herausgekommene Werk von Joaquín Iriarte, „Ortega y Gasset, su persona y su doctrina“*). Iriarte hat aus Ortega Werk eine Fülle von Zitaten herausgeholt und nach Themen geordnet; anhand dieser Zitate stellt er nun Ortegas Leben und Philosophie ausführlich dar. Der Wert des Buches besteht also gerade darin, dass fast durchwegs Ortega selber das Wort hat; Iriarte begnügt sich damit, die gewählten Zitate zu kommentieren und ergänzende statistische Angaben beizusteuern.

Iriartes Beispiel folgend, möchten wir hier eine „Biographie in Bildern“ vorführen: aus dem ersten Teil seines Buches, welcher den Titel trägt „Ortegas Lebenslauf“, haben wir die belangreichsten Stellen herausgegriffen, ins Deutsche übersetzt und in loser Folge aneinandergereiht; daraus ergibt sich eine Uebersicht über Ortegas Werdegang, die höchst lückenhaft ist, aber eigentümlich erregend. Wie hier Gedanken aufsteigen, geklärt werden, verkettet werden, sich plötzlich in zündende Ideen von ungeahnter Tragweite verwandeln — wie der Denker selbst sich dann wieder zurückzieht, neue Zusammenhänge, neue Formeln suchend — das ist wohl eines der spannendsten Beispiele für Ortegas eigene Behauptung: der Mensch stelle das einzige Wesen dar, das nie sich selber sei, sondern immer gerade daran, sich selber zu schaffen.

*

Wir wissen wenig über Ortegas Jugend; Schulzeugnisse zeigen, dass er ein Musterschüler war. Ueber zwei Schriftsteller, die er als Jüngling bevorzugte, hat er später berichtet:

*) Editorial Razon y Fe, Madrid.

„Die Bücher von Renan begleiten mich seit meiner Jugendzeit; oftmals bildeten sie meine eigentliche geistige Nahrung, und häufig haben sie mir dazu gedient, jene Schmerzen metaphysischer Natur zu mildern, die junge, durch Einsamkeit empfindsam gewordene Herzen zu quälen pflegen“.

„Als ich jung war, las ich voll gläubigen Eifers die Bücher von Menéndez y Pelayo. In diesen Büchern ist oft die Rede vom ‚germanischen Nebel‘, welchem der Autor die ‚lateinische Klarheit‘ gegenüberstellt...“ Man denkt hier unwillkürlich an Ortegas Ausruf in der ersten Nummer der „Revista de Occidente“: „Klarheit, Klarheit, das vor allem fordern die kommenden Zeiten von uns!“

Aus Ortegas einundzwanzigstem Altersjahr ist uns ein Zeitungsartikel über Maeterlinck überliefert: Ortega gibt hier zwar eher vor, über Maeterlinck zu reden; in Wirklichkeit bricht er schon die Polemik gegen das „rationalistische“ oder „szientistische“ Denken vom Zaun.

„Wenn der Raum es mir erlaubte, würde ich zu zeigen versuchen, wieviel Spanisches in diesem Maeterlinckschen Mystizismus liegt. Wir Spanier tragen ja überallhin die Melancholie unseres Mystizismus; er erfüllt das innerste und geheimste Gemach unserer Seele. Solange der Mystizismus im Lebenskampf eine Macht darstellte, waren wir die Ersten in der Welt; als er unnütz wurde, standen wir still; als er zum Hemmschuh wurde, sind wir eingeschlafen: es gelang uns nicht, ihn aus unserer Seele zu reißen.

Die Mystiker sind zu allen Zeiten an jenen Grenzen gestanden, wo das Unbekannte beginnt. Sie waren die grossen Seher der Menschheit.

Die Weisen, die soviel Gepäck zu schleppen haben, dass sie nur wie müde Kamele vorwärtsschreiten, gelangen Jahrhunderte später ins gelobte Land als die Seher. Und das ist ein bitterer Scherz des Schicksals: denn jeder kann ein Weiser werden — aber ein Seher wird nur, wer es schon seit aller Ewigkeit war.“

*

Ortega doktorierte mit einundzwanzig Jahren; seine Dissertation trug den Titel „Die Schrecken des Jahres 1000“ und behandelte die Frage, welche Rolle die Erwartung des Weltendes im Jahr 1000 gespielt habe. Dank einer Pension, die ihm der spanische König aussetzte, konnte er dann an verschiedenen deutschen Universitäten studieren; in seinem „Libro de las misiones“ hat er später geschrieben:

„Ich verdanke der deutschen Philosophie unendlich viel. Ich schulde Deutschland vier Fünftel meines geistigen Besitzes, und ich fühle heute deutlicher als je die unbestreitbare und riesengrosse Ueberlegenheit der deutschen Wissenschaft über die Wissenschaft in andern Ländern. Mein Denken — und nicht nur mein Denken! — möchte in gewaltiger Umfang das ganze Familienerbe in sich aufnehmen. Ich bin nicht nur ein Mensch des Mittelmeers. Ich bin nicht geneigt, mich auf meinen eigenen iberischen Winkel zu beschränken. Ich brauche das ganze Erbe, damit mein Herz sich nicht elend fühlt. Verlangt nicht von mir, nur Spanier zu sein, wenn Ihr unter einem Spanier einen Menschen der

sonnigen Meeresküsten versteht. Tragt keinen Bruderkrieg in mein Inneres hinein; reizt den Iberer mit seinen rauhen, wilden Leidenschaften, der in mir steckt, nicht auf gegen den blonden, gedankenreichen, sentimentalischen Germanen, der an den dämmerigen Grenzen meiner Seele atmend lebt. Ich möchte Frieden stiften zwischen den verschiedenen Menschen, die ich in mir fühle, ich treibe sie zur Zusammenarbeit...

Das Leben eines Deutschen ist immer einfacher als das irgendeines andern Europäers. Das ist so wahr wie das Gegenstück: die Gedanken irgendeines Europäers sind immer einfacher als die eines Deutschen."

*

1907 kehrt Ortega aus Deutschland zurück, und schon im folgenden Jahre sehen wir ihn in verschiedene Polemiken verwickelt; das Folgende ist ein Ausschnitt aus einem Zeitungsartikel, den er anfangs 1908 veröffentlichte:

„Es diskutierten einmal zwei Freunde über Malerei, und in allen Punkten gingen sie einig, ausser was die Musik von Wagner betrifft. Etwas Aehnliches geschieht mir heute: Herr Maura (Gabriel Maura, der gegen Ortega Stellung genommen hatte) geht mit mir einig in allen wichtigen Punkten, nur in einem nicht, über den ich mich nie geäußert habe: in der Frage nämlich, ob die konservative Partei am Ruder bleiben solle oder nicht.

Ich ging in meinem Aufsatz davon aus, dass in Spanien die Begeisterung für den Liberalismus abgeflaut sei, und schlug eine neue Art von Liberalismus vor. Das ist eine wissenschaftliche Idee, einfache, reine Philosophie; ich überliess den Politikern die mühsame Aufgabe, das Aktionsprogramm aufzustellen, das innerhalb einer solchen Weltanschauung, wie ich sie dort entwickelte, einer ‚liberalen Partei‘ entspricht."

Gerade in diesem entscheidenden Augenblick also, da Ortega sich mit dem politischen Leben Spaniens zu befassen beginnt, beweist er auch aufs Glänzendste seine Treue zu sich selbst und zu seiner Berufung: er tritt durchaus nicht als Fachmann, als Politiker oder Soziologe auf, sondern als Intellektueller — gerade hier als Intellektueller; und was er im politischen Leben vertritt, ist nichts als der uralte sokratische Glaube: wenn die Menschen nur intelligenter werden, wenn sie nur klarer und logischer zu denken lernen, dann wird es besser in der Welt...

„Für den Staat gibt es eine grosse Aufgabe“, schreibt er in jener Zeit, „die Kultur; ein grosses Verbrechen: die Unwissenheit seiner Bürger."

Aber nun: ein unerhörtes inneres Ereignis — und wieviel Scharfsicht, wieviel Weitblick offenbart sich in diesem Ereignis! Kaum ein Jahr, nachdem Ortega all dies geschrieben hat, erkennt er, dass er mit seinem Glauben an die Vernunft auf verlorenem Posten steht.

„Mit 26 Jahren“, sagt er, „kam mir eines Tages die Einsicht, dass der Intellektuelle, der zwei Jahrhunderte lang in allen abendländischen Städten die führende Rolle gespielt hatte, sehr bald aus dem Gesichtskreis des öffentlichen Interesses verschwinden werde — ja, dass er

gemäss dem Gesetz von Stoss und Gegenstoss, welches die Geschichte regiert, völlig unvermittelt untergehen werde: er war alles gewesen; er würde nichts mehr sein. Niemand ahnte damals so etwas, denn die Vorherrschaft des Intellektuellen schien zu jener Zeit, und noch während mehrerer Jahre darauf, ihren höchsten Stand erreicht zu haben. Darum bin ich nicht wenig stolz, zu solch früher Stunde diesen Einblick in die Zukunft gehabt zu haben."

Seltsames Geständnis! Ortega ist Intellektueller geblieben; er steht heute noch auf einem Posten, den er vor 34 Jahren als verloren erkannt hat.

*

Er wurde mit 26 Jahren Lehrer für Psychologie, Logik und Ethik — ohne jedoch aufzuhören, an der politischen Diskussion teilzunehmen; in Vorträgen sagte er damals:

„Spanien ist ein tiefer, weiter, ungeheurer Schmerz. Spanien existiert nicht als Nation. Wir müssen Spanien schaffen."

„Was sicher antisozial ist, ist die Kirche."

„Erneuerung heisst Europäisierung. Erneuerung ist der Wunsch, Europäisierung das Mittel, ihn zu erfüllen. Spanien ist das Problem, Europa die Lösung."

*

Am 7. April 1910 hat sich Ortega verheiratet; weder er selbst noch Iriarte berichten uns das Mindeste über seine Frau und sein Familienleben. Während er Universitätsprofessor in Madrid und Mitglied der Real Academia de Ciencias Morales y Políticas wurde, gründete er zugleich die Wochenschrift „España", sowie die Zeitschrift „El Espectador", die er allein redigierte, und die in umfangreichen Bänden mit Abständen von mehreren Jahren erschien (acht Bände in den Jahren 1916—1934). Spanien — Spanien, das „nicht existierte, sondern erst zu schaffen war" — beschäftigte ihn mit immer schmerzlicherer Intensität. Aus einem Zeitungsartikel, 1917 erschienen:

„Wir wollen ein besseres Spanien — ein stärkeres, reicheres, edleres, schöneres Spanien. Um es zu schaffen, müssen wir alle auf allen Gebieten ein bisschen besser werden..."

Und vor allem: intelligenter. Jeder Spanier muss sich ganz besonders verpflichtet fühlen, morgen intelligenter zu sein als heute, sich seiner Vorurteile, seiner Gemeinplätze, seiner Blindheit, seiner geistigen Scheuklappen zu schämen. Wenn wir uns nicht entschliessen, unserem Denken mehr Feinheit, mehr Klarheit, mehr Fassungsvermögen, mehr Eleganz zu geben, wird alles vergeblich sein."

*

Im Mai 1922 kam Ortegas Spanienbuch, „España invertebrada", heraus; kurz darauf erfolgte die Gründung einer Zeitschrift, die Weltgeltung erringen sollte: „Revista de Occidente"; in den Seiten dieser Zeitschrift trafen sich bald — wie es Ortega in der ersten Nummer als Wunsch und Hoffnung ausgesprochen hatte — „alle Menschen des

Abendlandes, deren Wort beispielhaft wirkt und eine interessante Schwingung der heutigen Weltseele darstellt — alle Geister, die entschlossen sind, klar zu sehen."

Aber schon gibt Ortega auch wieder ein neues Buch heraus: „El tema de nuestro tiempo" (1923).

„Das Thema unserer Zeit' ist die Unterwerfung der Vernunft durch das Leben. In wenigen Jahren wird es absurd erscheinen, dass man einmal vom Leben verlangt hat, es müsse der Kultur dienen. Die Aufgabe der kommenden Zeit ist es gerade, diese Beziehung umzukehren und zu zeigen, dass Kultur, Vernunft, Kunst, Ethik dem Leben zu dienen haben. In unserer Haltung liegt also eine neue Art von Ironie, eine sokratische Ironie mit umgekehrtem Vorzeichen. Während nämlich Sokrates alles Spontane mit Misstrauen betrachtete und die Normen der Vernunft daran legte, misstraut der Mensch der Gegenwart der Vernunft und kritisiert sie im Namen der Spontaneität."

*

Ein kleines Intermezzo: Ortega verlässt für einen Augenblick alle philosophischen Systeme und schildert eine Golfpartie (1924); die Golfspieler vergleicht er dabei mit Faunen und Nymphen.

„Die Sonne, wie hübsch!" sagt eine der Nymphen mit einer so reizenden Handbewegung, als zeigte sie mir einen altererbten Familienschmuck.

„Ich verstehe nicht, wie Sie leben können, ohne an die Sonne zu gehen", sagt die andere.

„Ich lebe eben gar nicht, Fräulein", antworte ich ihr.

„Was machen Sie denn?"

„Ich schaue zu, wie die andern leben!" "

*

Unter der Diktatur von Primo de Rivera, eingeengt durch die Zensur, gab Ortega trotzdem weitere Bücher, auch weitere Bände des „Espectador" heraus. 1928 reiste er zum zweiten Male nach Südamerika (seine erste Reise dorthin hatte 1916/17 stattgefunden). In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts beginnt er, einen etwas bitteren Ton anzuschlagen:

„Vor vielen, vielen Jahren kündigte ich diesen Umsturz an, der heute stattfindet. Umsonst... Und die Veränderung wird viel weiter gehen, als wir meinen; sie wird in so tiefe Schichten des menschlichen Lebens hineingreifen, dass ich nicht geneigt bin, alles zu sagen, was ich ahne; es wäre ja doch nutzlos..."

1930 veröffentlicht er sein wichtigstes Buch: „La rebelión de las masas". Im gleichen Jahre noch erhebt er sich mit diesem Streitruf gegen die Monarchie:

„Der spanische Staat existiert nicht. Spanier, baut Euren Staat wieder auf! Delenda est Monarchia!"

Zusammen mit zwei Freunden gründet er eine republikanische Bewegung: La Agrupación al servicio de la República; an der ersten Zusammenkunft der Mitglieder dieser Bewegung sagt er:

„Wir sind keine Politiker, und niemand erwarte, dass wir die gewohnte Handlungsweise der Politiker nachahmen. Wir werden handeln als das, was wir sind: als Intellektuelle.“

1931: Die spanische Republik wird Wirklichkeit, Ortega begrüßt sie in einem begeisterten Artikel — und ist schon nach einem halben Jahr enttäuscht. In einer Rede im Kino „Opera“ in Madrid sagt er:

„Nichts Schlimmes ist glücklicherweise geschehen, nichts, was nicht wieder gutzumachen wäre; aber es ist offenbar: wenn man unsere Republik in der glücklichen Stunde ihrer Geburt vergleicht mit den Verhältnissen, wie sie heute vor unsern Augen liegen, so zeigt die Waage einen Verlust an, und nicht, wie doch zu hoffen war, einen Gewinn.“

Es handelt sich, meine Herren, um zahllose herrliche Dinge, die wir zusammen ausführen könnten...“

*

Vorlesungen an der Universität, Vorträge, Diskussionen in kleinem Kreis — die Bücher über Goethe, über die Liebe, über die Rolle der Technik und die Bedeutung der Geschichte — öffentliche Ehrungen aller Art — das füllt die Zeit seit 1930 aus. Heute lebt Ortega in Lissabon.

*

Iriartes Buch stellt ein reines „Lob Ortegas“ dar. Wir aber können wohl nicht umhin, die bange Frage zu stellen: Was hat Ortega erreicht? Inwieweit ist es ihm gelungen, den Gang der Ereignisse zu beeinflussen? Und wenn er sie beeinflusste — inwieweit hat er sie günstig, zum Wohl der betroffenen Menschen beeinflusst? Natürlich können wir diese Frage hier nicht beantworten — nicht einmal mit Bezug auf die Ereignisse der beiden letzten Jahrzehnte in Ortegas eigenem Lande Spanien.

Etwas nur lässt sich feststellen, besonders anhand seiner letzten Schriften. Solange er im stillen Raum der abstrakten Philosophie seine Denkarbeit leistet, allgemein menschliche Fragen in weitschichtiger, vom geschichtlichen und politischen Druck des Augenblicks gelöster Art behandelnd — solange vermittelt er klare und wesentliche Erkenntnisse, solange bleibt auch sein ganzes Denken trotz der Vielfalt der Themen überraschend organisch: er verfolgt jenes gefährdete Wesen, das der Mensch darstellt, in seiner eifrig und unermüdlich der Zukunft zugewandten Anstrengung, mitten in der Gemeinschaft (die Ortega doch immer als ein notwendiges Uebel vorkommen wird) sich selbst, sein eigenes Ich auszugestalten.

Sobald sich Ortega aber mit den „Tagesfragen“ befasst, beginnt er zerfahren anzumuten. Seine praktischen Vorschläge lassen sich oft kaum mehr vereinbaren mit den Ergebnissen seines abstrakten Denkens: während er sich in seiner Theorie überhaupt nur für das Einzelwesen einsetzt, verlangt er in seinen politischen Reden Gemeinschaft, Zusammenarbeit, „eine neue Partei von ungeheurem Ausmass, von strenger Disziplin...“ (1931). Ortega möchte Europa regieren durch

die Gewalt seiner Ideen — ein ehrgeiziger, doch verständlicher Wunsch; zu diesem Zwecke steigt er aus den abstrakten Höhen seiner „Philosophie vom gefährlich lebenden Individuum“ herab in die Gemeinschaft und spricht von der Gemeinschaft, betätigt sich praktisch-politisch — aber was er hier sagt, ist blosses Mittel zum Zweck, und daher unnatürlich, leer und wenig neu (was man wahrlich von seinen abstrakten Schriften nicht sagen kann).

Schöpferisch ist Ortega nur auf dem Gebiet der reinen, spielerisch losgelösten Logik um der Logik willen; dort ist er Meister um des gleichen Talentes willen, das ihn als „Lenker seiner Zeitgenossen“ unmöglich macht: wir meinen sein Talent zur abgründigen, verzweifelten aber wagemutigen, unendlich einsamen aber wahrhaft witzigen Ironie.

Kurt Sulger

Werner Kaegis Historische Meditationen

Die Humanisten waren alles andere als eine Hausgenossenschaft weltfremder und tagflüchtiger Meditier. Ihre streitbare Diskussion hat Fürsten Werkzeuge der Herrschaft in die Hand gedrückt, aber auch aus der Hand geschlagen, je nachdem. Ihre Feder war eine Waffe, mit der sie töteten, aber auch den Ritterschlag des Ruhms erteilten. Und doch lebte in ihnen der Wunsch aller Wissenschaft, sich abseits vom Tag, bei geschlossenen Läden, wie es Jakob Burckhardt liebte, dem reinen Bemühen und dem Gegenstand hingeben zu können.

Diesen Zwiespalt zwischen Dienst an der Gegenwart und reiner Forschung empfindet **W e r n e r K a e g i** in seinen historischen Meditationen.¹⁾ welche als „ausgeführtere Tagebuchblätter“ einige Fragen wissenschaftlicher Natur beantworten, die das Land dem Forscher in dringlicher Situation stellt, sie aber eben in der Weise beantworten, wie es das Gesetz historischer Forschung verlangt — im Sinne gültiger Erkenntnis und voller Sachlichkeit. Wie beruhigend, dass solche Intervention nicht zu „nationaler“ Wissenschaft führt, sondern reine Forschung bleibt! Wie beruhigend auch, dass Dringlichkeit der Fragestellung und der Antwort durchaus nicht improvisierte Lösungen vom Zaune bricht! Nur eines fällt dem Leser vielleicht auf: Die Grösse des Verzichts auf behagliche Ausbreitung, denn einige dieser „Entwürfe“ hätten zu anderer Zeit das Format von Bänden angenommen.

*

Gegenstand leidenschaftlicher Erörterung war je und je der Begriff der Nation, wobei sowohl Historie als Philologie, augenblicklichen Zwecken verpflichtet, immer wieder den „Kurzschluss von der Sprachgemeinschaft auf die Volksgemeinschaft und die Abstammungsgemeinschaft“ vollzogen. Dem gegenüber ist, gerade für uns Deutschschweizer, ein wissenschaftlicher Versuch, die konstitutiven Vorgänge im Werden nationaler Körper festzustellen, von grösster Bedeutung. In seiner Me-

¹⁾ Fretz und Wasmuth Verlag, Zürich.

dition: „Die Entstehung der Nationen“²⁾) betrachtet Werner Kaegi im „Interesse der Erkenntnis“ die nationalen Individualitäten einmal vom anderen Ende ihres Daseins, d. h. von ihren Anfängen her, und kommt zu Resultaten, die das Primat von Rasse und Sprache verneinen. Mögen auch Abstammungslegenden oder Gründungssagen sich um die nachträgliche Konstruktion einer schon in den Ursprüngen gegebenen Einheit bemühen: Dem Versuch der Philologen, solchen Legenden und Sagen das Kleid einer wissenschaftlichen Theorie umzuhängen, steht die Tatsache gegenüber, dass „die spontan entstehenden Sprachräume sich keineswegs decken mit den Volkskörpern“. Die Frühgeschichte zeigt nämlich, dass Nationen als primäre Grössen nirgends in der Vergangenheit festzustellen sind. Sie, die erst im späteren Mittelalter deutlicher wahrnehmbar werden, sind sekundäre, späte Produkte politischer Prozesse.

*

Unter den konstitutiven Elementen der Nation ist das polarisierende Gefühl des Andersseins, das an den Bruchlinien späterer nationaler Trennungen wirksam war, eines der wichtigsten; es ist auch feststellbar an längst wieder verwischten Grenzen (Apennin, Loire, Elbe, zwischen England und Schottland). Dieses oft pharisäisch selbstgerechte Gefühl des Andersseins, entstanden aus der Reibung am Andersgearteten, schafft tatsächlich in gewissen Fällen die Einheit, bewirkt den Bruch mit Verwandtem, bestärkt die besondere Artung — so entsteht auf Grund einer Auseinandersetzung zwischen zwei französischen Dynastien in England und Frankreich der Nationengegensatz, und so entsteht am Polarisator Rom ein wesentlicher Bestandteil des deutschen Nationalgefühls. Ueberzeugend lässt sich in diesem Zusammenhang auch mit der Tatsache exemplifizieren, dass Hauptstädte in der Reibungszone des Grenzgebietes mit seiner kriegerisch-grenzländischen Gesinnung oft die Impulse schufen, von denen die Bildung einer Nation ausging.

Als ein zweites konstitutives Element, nunmehr neben dem negativen des Andersseins ein positives, nennt Kaegi das „Instrumentarium der Macht“, das gerade in der Zeit der entscheidenden nationalen Entwicklungen, d. h. im späteren Mittelalter, seine wesentliche Vervollständigung erlebt: Die Vereinigung von Militär-, Gerichts- und Steuerhoheit in der einen Hand des Landesherrn zur Landeshoheit. Schöpfer dieser Regierungstechnik sind in Europa die Dynastien, manchmal auch Stadtregierungen: Die Herren der Ile de France, die brandenburgischen Kurfürsten, die piemontesischen Herzöge, die kastilischen Könige können als Schöpfer der später national gewordenen Regierungsapparate gelten. Ins Physiologische des Staatslebens dringen einige luzide Bemerkungen über das Aufkommen von imperialen Tendenzen innerhalb der gewordenen Nationen, über die Rolle der spontanen Stosstrupps im Dienst dieses Imperialismus und über die funktionelle Bedeutung der Gewalt.

²⁾ Zuerst erschienen in der „Neuen Schweizer Rundschau“, Nov. 1940.

Konstitutiv wirkt auch das, was Kaegi die „Religion der Monarchie“ nennt, nämlich jenes Irrationale in der Verbindung von Macht und Legitimität, durch das eine nationale Kristallisation um den Träger der Krone oft gefördert wurde.

Zu den Elementen nationaler Genesis sollen nun auch Sprache und Volkstum gehören. Dem gegenüber betont Kaegi, dass die Einheitlichkeit des Volkstums, sofern sie in einigen der modernen Nationen bis zu einem gewissen Grad erreicht worden ist, mehr das Produkt als die Voraussetzung der nationalen Entwicklung darstellt. Denn die dauernde Ausübung einer zentralen Macht, argumentiert er, hat unfehlbar eine nivellierende, verwischende, uniformierende Wirkung. Eine zentrale Monarchie, ein Hof, eine Hauptstadt, eine Armee, in der die Kinder der verschiedenen Landesgegenden gemeinsam fechten — all dies wirkt im Sinn der Vereinheitlichung und der Verstärkung des Gemeinschaftsbewusstseins.

Mit der Sprache aber verhält es sich so, dass noch um das Jahr 1000 auf jedem der heutigen nationalen Sprachgebiete sehr verschiedene Sprachen zu Hause waren — musste nicht im 19. Jahrhundert der französisch sprechende piemontesische Adel italienisch lernen, um das Cadre der Nationalarmee des geeinigten Königreichs werden zu können?

Besonderes Interesse verdient die Rückweisung des recht verbreiteten Missverständnisses, wonach sich in der Schweiz die Fragmente dreier Nationen, merkwürdigerweise, zusammengefunden hätten. Nichts ist, sagt Kaegi, historisch unzutreffender, als diese Vorstellung. Keines der schweizerischen Gebiete hat die spezifisch nationale Entwicklung seiner Nachbarschaft jenseits der heutigen Landesgrenzen je mitgemacht. Die uns umgebenden Nationalstaaten sind alle jünger als die Eidgenossenschaft. Nur auf sprachlichem und literarischem Gebiet ist eine gewisse distanzierte Teilnahme von früh an, mit Höhepunkt im 19. Jahrhundert, festzustellen. Aber: „Historisch betrachtet ist die Mehrsprachigkeit eines Gebietes das Natürliche und Normale, die Einsprachigkeit das Künstliche und Spätere. Zentralismus (Hof, Bürokratie, Hauptstadt) fördert Spracheinheit, Freiheit und Autonomie der einzelnen Landesteile erhält die Differenzierung der Dialekte (Untergang der französischen Mundarten!). Neben diesem politischen Faktor wird noch ein „quasi-biologischer“ erwähnt: Zur Entstehung eines Nationalbewusstseins gehört die Fähigkeit des Vergessens (z. B. einer Okkupation, ihrer Gewalt und Härte, der fremden Herkunft des Eroberers). Je jünger ein Volk, umso grösser scheint die Fähigkeit des Vergessens zu sein, je älter und differenzierter es ist, umso zäher hält es an seiner Vergangenheit fest — von einem erhöhten Grad der Individuation aus gelingt der Wechsel grundsätzlicher nationaler Empfindungen eben nur noch sehr schwer, d. h. nur unter sehr schmerzlicher Verletzung des Selbstgefühls und umso tieferer Erinnerung an das Frühere.

Bedeutsam ist die Folgerung, dass nur ein äusserst kräftiges Staats-

bewusstsein die Beharrung der anerkannten verschiedenen Sprachgebiete positiv zu deuten vermag, dass also ein Staat, der es nicht nötig hat, die Sprachunterschiede auszulöschen und sich trotzdem innerlich als Einheit behauptet, ein sehr starker Staat ist.

Es ist wohl nicht ein Zufall, dass diese erste Meditation mit einem Hinweis auf die mehrsprachige Schweiz schliesst, einem Hinweis, der die Sprache als konstituierendes Prinzip sehr in Frage stellt, und dass in diesem Zusammenhang von einem tieferen Ton im Akkord des Nation-Begriffes die Rede ist als Sprache und Volkstum es sind: Von der Pax und der Justitia — jenen humanen Klängen staatlichen Zusammenlebens, die zeitweise überhört werden.

*

Die Ausführlichkeit, mit der hier auf die Meditation „Entstehung der Nationen“ eingegangen wurde, wäre ebenso, im Hinblick auf unsere gegenwärtige Lage, berechtigt bei der folgenden: „Die Rheingrenze in der Geschichte Alemanniens“.³⁾ Der populären Fassung „Schwaben und Schweizer im alemannischen Kreis“ begegnet die Feststellung, dass im Augenblick, da man von Schweizern zu reden begann, die Alemannen schon zu existieren aufhörten. Die weitere Präzisierung der Frage weist darauf hin, dass es ein Problem „Eidgenössischer Staat und Reichsgewalt“, aber kein Problem „Eidgenossenschaft und alemannische Stammeseinheit“ gibt. Die junge Eidgenossenschaft setzte sich nicht mit einem schwäbisch-alemannischen Stammesfürstentum auseinander, sondern mit den Habsburgern, die unter andern Zeichen kämpften. Das geistvolle Präludieren mit der Fragestellung weist in die Richtung der Antworten. Diese sind übrigens nicht von solcher Selbstverständlichkeit, dass sie Gemeinbesitz aller Eidgenossen wären. Es bedurfte der ausserordentlichen Stunde, die Ohren solcher Bürgerkunde zu öffnen. Mögen sie wirklich geöffnet sein!

*

Einige Aufsätze um Erasmus von Rotterdam, Macchiavelli und Voltaire zeigen, aus einem überraschenden Reichtum des Details schöpfend, säkulare Gedanken auf. Vielleicht ist gerade das die erstaunlichste Eigenschaft dieser Mediationen, dass sie von der subtilsten Miniatur unentwegt immer wieder zum wuchtigen Fresko führen, das mit der Optik von Jahrhunderten gesehen sein will. Die Wissenschaft ist auch in diesen Aufsätzen Kampf der Geister; denn niemand vermag die Macht der Ideen in vollere Umfang zu erkennen, als es derjenige tut, für den Humanismus — in der Forschung — auch eine geistige Haltung ist.

*

Die Zeit mit ihren Fragstellungen an die Wissenschaft wird wieder deutlicher wahrnehmbar in der abschliessenden Meditation „Der Kleinstaat im europäischen Denken“.⁴⁾ Die vorhergehenden Arbeiten haben nicht versäumt, aufzuzeigen, wie intensiv der produktive, aber auch

³⁾ Zuerst erschienen in der „Neuen Schweizer Rundschau“, April 1940.

⁴⁾ „Neue Schweizer Rundschau“, Sept., Okt., Nov. 1938.

der bloss anregende Anteil der Schweiz im Staatsdenken des Erdteils war. Hier nun werden die politischen Denker aufgerufen, die sich der Thematik des Kleinstaates zuwandten — Montesquieu vor allem, dann Voltaire, August Ludwig Schlözer, später Simonde de Sismondi, Vincenzo Gioberti, Carlo Cattaneo, Justus Möser, Arnold Hermann Ludwig Heeren, Karl Ludwig von Haller, Friedrich Schlegel, Adam Müller, Droysen und, wiederum etwas später, Tocqueville, Johann Caspar Bluntschli, Anton Philipp von Segesser und Jakob Burckhardt. Aus dem Streit der Meinungen geht viel Tröstliches hervor, Tröstliches auch für unsere Tage. Das politische Denken eines Jahrhunderts erörtert in drei Krisen des Kleinstaates dessen Vorteile und Nachteile, und siehe, was dabei herauskommt, ist letztlich eine Apologie des Kleinstaats. Die Gefahren, auch die von innen kommenden, die den Kleinstaat bedrohen, werden freilich nicht verschwiegen — die letzten Seiten gewähren Einblick in den erschütternden Kampf, den Ahnung des Kommenden und heroischer Glaube im Grössten unserer politischen Denker gekämpft haben, in den Kampf Jakob Burckhardts.

Der Appell dieser Arbeit kann in unseren Tagen nicht überhört werden; was Wissenschaft gerade in dieser letzten Meditation zur Verfügung stellte, soll nicht durch Unachtsamkeit der Bürger des Kleinstaats zum Testament des Kleinstaats werden, sondern Urkunde seiner währenden Erneuerung.

Hans Mast

Aus der Werkstatt Ernst Kreidolfs

Ernst Kreidolf bereitete anlässlich seines achtzigsten Geburtstages seinen vielen bekannten und unbekanntenen Freunden eine sinnige Ueerraschung: Aus hunderten von Bleistiftzeichnungen hat der Meister eine wesentliche Auswahl getroffen, die vom Rotapfelverlag in einem gediegenen Bande herausgegeben wurde. Dieser neue Kreidolf wird gewiss allenthalben helles Entzücken entfachen und wohl von vielen mit stillem Dank vergolten werden.

In der Einleitung gibt J. O. Kehrli eine gehaltvolle Uebersicht über das künstlerische Schaffen und Werden seines Freundes. Er weist insbesondere darauf hin, dass Kreidolf in weiten Kreisen zu Unrecht nur als Bilderbuchmaler bekannt ist, während doch eigentlich sein Künstlertum das Zeichen souveräner Beherrschung und vielseitigen Könnens trägt. — Reichtum und Fülle bilden das Siegel dieser Schöpfungen; Reichtum des Lebens und Fülle der Meisterschaft. Von der Schnecke bis zum Giraffen, der Meereswoge bis zur architektonisch oder stimmungsdicht erfassten Landschaft, von der zart konturierten, anspruchslosen Lindenblüte bis zur prächtig ausschattierten, königlichen Orchidee hat Kreidolf sozusagen alles mit dem Stift festgehalten, geführt von jenem Blick, welcher sich der Natur liebevoll zu vermählen versteht. Aber die männlichste und schönste Vollendung seiner Zeichenkunst erreicht er doch dann, wenn er vor die menschliche Gestalt tritt und sich ihrer Einmaligkeit hingibt. Hier offenbart sich

sein reifes Können, seine Wendigkeit in Stil und Technik auf eine Art und Weise, die wahrhaft bedeutend zu nennen ist. Ob er, das Papier unter dem Rande des Wirtshaustisches versteckt, mit schneller, sicherer Hand einen Charakterkopf umreisst, oder ob er in ausgewogener Licht- und Schattenverteilung vor einem ehrwürdigen Greisen oder ruhigen Kinderantlitz verweilt, stets vermag er sich in der gleichen freien Klarheit des Striches und in geistvollem Erfassen des Typischen zu bewähren. Die Skizzen aus dem Pollingerkeller und Grünwald streifen den Atmosphärenzauber der französischen Impressionisten, ja es ist in ihnen sogar eine Spur von Daumiers Satirik zu bemerken, während das schöne Bildnis der Spinnerin sowie das träumerische Mädchenantlitz und der sorglos schlafende Hirtenjunge an die versonnene Empfindungstiefe deutscher Romantiker-Zeichnungen gemahnen. Es liegt uns jedoch fern, Kreidolfs Eigenart durch Aufspüren von Stilverwandtschaften schmälern zu wollen; es soll im Gegenteil nur deutlich gemacht werden, wie der Künstler sich mit allen handwerklichen Mitteln immer auf Gültiges hin zu versammeln weiss. Seine Zeichnungen besitzen so gut wie später seine Bilderbücher und Allegorien jene charakterfeste Selbständigkeit, mit der sich der Künstler sowohl von maniertem romantischem Epigontum und naturalistischer Pinselei als auch von modischen Kühnheiten freihielt. Seine Eigenart prägt sich in der beschaulich dämpfenden Milderung aller Schroffheiten aus, und sein Streben richtet sich nach überlegenem Ausgleich, in dem Kraft und Anmut melodios vereint sind.

Das erste Blatt des Werkes zeigt das Bild einer jungen weiblichen Gestalt. Ihre Hand umschliesst eine brennende Ampel, die sie nach vorne hält, begleitet von dem grossen, ruhigen Blick des Antlitzes. Dieses Bild kann als Symbol von Kreidolfs Kunst gedeutet werden. Von Jugend auf lebte er in innigem Verkehr mit der Natur. Aus liebendem Betrachten ihrer grossen und kleinen Wesen empfing er die Helläugigkeit und Hellhörigkeit, die ihn mit erleuchtetem Schauen in das erhabene Reich dringen liessen. Die Fertigkeit des Bildners erwarb er sich im handwerklichen Mühen um Lebensunterhalt und Studiengeld: Er erlernte die Litographie und zeichnete später Verbrecherköpfe für Steckbriefe sowie alle möglichen Gegenstände für Warenkataloge.

Goethe gelangte in Italien dahin, „die Kunst wie die Natur zu betrachten, zu erkennen, dass die hohen Kunstwerke als Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht sind.“ Und Gottfried Keller ergründete in der Kunst das Bestreben, „das Notwendige und Einfache mit Kraft und Fülle und in seinem ganzen Wesen darzustellen.“ Der Künstler lebt „in der hingebenden Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet.“ Es ist nicht Verlegenheit oder Zitatsucht, wenn diese hohen Zeugen neben Kreidolf gerufen werden; denn sie waren es, die ihn früh für seine Bestimmung läuterten. Immer wieder spricht, ja erzählt er von ihnen, obschon er auch Gottfried Keller selbst nie gesehen hat.

Und doch klingt es bei ihm anders, als wenn unsereiner davon redet: denn die Welt Goethes und Kellers ist seine Welt. Die beiden Dichtertexte enthalten darum geradezu eine Deutung seiner Kunst. In der einzelnen flüchtigen Erscheinung ergründet Kreidolf die ewige Form und den geistigen Gehalt als unauflösliches Bild. Der Künstler geht im Schöpfer auf durch Wiederschaffen des Geschaffenen. Er kopiert nicht, sondern bildet das einzelne und einzelste zu höherer Bedeutsamkeit um, ohne es jedoch zu verfälschen. Die Wurzel des Salomon-siegels vermag, so wie er sie zeichnet, geradezu Ehrfurcht zu erwecken. Kreidolf ist zeitlebens ein wesentlicher Mensch geblieben, wie Gottfried Keller sagen würde, der die besondere Bestimmung seines Schaffens ständig neu und schöner zu verwirklichen strebte und sowohl den sinnlichen Erscheinungen als auch den geistigen Formkräften treu verpflichtet blieb.

Wenn man nun vor allem auch die Zeichnungen mit solcher Einsicht betrachtet, wird man nicht auf den Gedanken kommen, sie als blosse Vorstudien zu den Bilderbüchern anzusehen. Sie sind neben den Landschaften und Porträts durchaus ein selbständiges Organ seines gesamten Werkes. Doch dürfte es sinnvoll sein, in ihnen den frischen Quell zu erkennen, der später seine eigenartige Blumen- und Fabelwelt befruchten sollte.

Zu seinem Geburtstag empfängt der Meister jeweils viele köstliche Kinderbriefe. Sie künden davon, dass er mit dem Zauberstab seiner Kunst in den knospenden Seelen eine erste blütenzarte Ahnung vom Adel des wahrhaft Schönen zu wecken vermocht hat. So ist sein Werk bereits Vermächtnis geworden, und Kreidolf deutet selber darauf hin, wenn er mit der Widmung dem Hüter dieses Vermächtnisses, Emil Roniger, seinen Dank abstattet.

Paul Baumgartner

Korrektur: Auf der Umschlagseite des letzten Heftes ist statt: Paris 1875 natürlich: Paris 1785 zu lesen.

Beilage: Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlages A. Franke A.G. Bern, bei über den Matthäus Schinner-Roman von Rudolf Trabold, den wir der gefl. Beachtung empfehlen.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (zuzügl. Fr. 1.— Versandkosten) für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland: Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen Mitte des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 4 58 55, Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland